

## Selbst schuld

Der Zwang zur Selbstverwirklichung und das Risiko des Scheiterns.  
Praktisch-theologische Überlegungen

Michael Klessmann

### Zusammenfassung

*Gesellschaftlicher Maßstab für die Beurteilung gelingenden Lebens ist die persönliche Initiative des Einzelnen. Schuld manifestiert sich als Scham, eigenen und fremden Ansprüchen mit Blick auf eine stete Selbstoptimierung nicht genügt zu haben; sie erscheint als Mangel, der die ganze Person betrifft. Die kirchliche Rede über den Zusammenhang von Schuld und Vergebung, Sünde und Gnade stellt sich insofern als Schuldverlegenheit dar, da sie den eigentlichen Konflikt kaum zu erfassen vermag. Der Segen bietet ein alternatives Narrativ an, das den Aktivitätsmodus der Gesellschaft konterkarieren kann.*

## 1. Veränderte Schuld Wahrnehmung

Ein junger Mann, der nach einem schweren Autounfall im Krankenhaus liegt, erzählt dem ihn besuchenden Krankenschwester von einem heftigen Familienkonflikt. Der Vater, ein erfolgreicher mittelständischer Unternehmer, hatte ihn immer gedrängt, Betriebswirtschaft oder etwas Ähnliches zu studieren, um irgendwann den Familienbetrieb übernehmen zu können. Der Sohn hatte sich gesperrt gegen dieses Ansinnen, hatte seine (nicht exzeptionellen) künstlerisch-musischen Vorlieben gepflegt und ansonsten angenehm vom relativ großzügigen Scheck des Vaters gelebt. Immer wieder hatte der Vater ihm Vorwürfe gemacht, er verschleudere das Familienerbe, mache es sich zu bequem, entwickle nicht wirklich seine Fähigkeiten etc. Und nun dieser Unfall, der ihn behindert zurücklässt: Der linke Fuß musste amputiert werden; und es bleibt offen, ob die zahlreichen Knochenbrüche wieder so heilen werden, dass er sich mit einer Fußprothese wieder einigermaßen bewegen können.

Es geht dem jungen Mann in diesem Gespräch nicht um die Frage der Schuld an dem Unfall; er sei zwar an der Unfallstelle zu schnell gefahren, insofern trage er sicher eine Mitschuld, aber die eigentliche Verantwortung liege bei dem Unfallgegner, der plötzlich aus der Gegenfahrbahn ausgeschert sei. Nein, das für ihn viel wichtigere Thema ist sein Gefühl einer diffusen Schuld gegenüber dem Vater. Aber worin besteht diese Schuld? Das weiß er selber nicht so genau. Hätte er doch auf den Vater hören sollen? Hätte er entschlossen eine Karriere als Musiker anstreben sollen? War es falsch, das Leben zu genießen, wie er es für ein paar Jahre lang getan hat? Er schämt sich vor dem Vater; als der ihn das erste Mal im Krankenhaus besuchte, konnte er ihm kaum in die Augen sehen. Er meinte zu spüren, wie der Vater tief enttäuscht war – und er kann das irgendwie nachvollziehen: Er ist auch von sich selbst enttäuscht: Er hätte wahrscheinlich doch mehr aus sich und seinen Fähigkeiten machen können. Erst der Unfall hat ans Licht gebracht, dass er nichts geschafft, nichts vorzuweisen hat. Aber er traut sich nicht, das Thema anzusprechen, zu diffus ist das Gefühl und zu schmerzvoll die Scham.

# Thema: Vom Unbehagen an der Schuld

Die in der Postmoderne veränderte Schuld Wahrnehmung lässt sich an dieser Fallvignette gut studieren: Der junge Mann hat nicht, wie es das traditionelle Schema der Schuld Wahrnehmung nahe legt, eine Norm verletzt oder ein Gebot übertreten (ein Hinweis auf das vierte Gebot hätte den Mann nur befremdet). Er hat – aus der Sicht des Vaters – falsche bzw. keine Entscheidungen getroffen, hat sich treiben lassen, sich nicht diszipliniert einem Thema, einem Studium gewidmet – und ist nun durch den Un-

## Schuld und Scham

fall vollends aus der Bahn geworfen. Schuld Wahrnehmung bekommt hier eine schamvolle Note: Er hat fremden und eigenen Ansprüchen und Erwartungen nicht genügt; er ist, in psychoanalytischer Terminologie, am eigenen Selbst<sup>1</sup> schuldig geworden, am Ich-Ideal – und nicht am Über-Ich. Aus dem diffusen Gefühl „ich habe etwas falsch gemacht“ („wobei ich gar nicht so genau weiß, was eigentlich das Falsche ist“) wird nun leicht ein „Ich bin falsch“ als ganze Person. Scham entsteht aus der Wahrnehmung eines Defekts, eines körperlichen, geistigen oder emotionalen Defekts oder Mangels, der die ganze Person betrifft.<sup>2</sup> Dabei durchdringen sich Schuld und Scham: „Das habe ich getan“, „So einer bin ich“, und andere sehen mich in dieser Lage. Micha Hilgers spricht von der kaum auflösbaren Schuld-Scham-Spirale.<sup>3</sup> Und auch die Angehörigen eines Akteurs bzw. einer Akteurin sind von der Schuld-Scham-Spirale betroffen: Was werden die anderen, die Großfamilie, die Nachbarn sagen, dass unser Sohn bzw. unsere Tochter so etwas getan, sich so verhalten hat?

Verschiedene Deutungsmöglichkeiten helfen, diese veränderte Schuld Wahrnehmung und ihre gesellschaftlichen Bedingungen präziser in den Blick zu nehmen:

Man kann die Erzählung des jungen Mannes als einen relativ typischen Fall einer durch die Individualisierung befreiten Lebensführung verstehen. Als einen Prozess der „Freisetzung“ aus traditionellen Bezügen, Herauslösung aus kollektiver Identität und gemeinschaftlichen Traditionen, Bindungen und Normen, hat Ulrich Beck die Individualisierung bezeichnet. Normalbiographie ist zur Wahlbiographie geworden, Lebensgestaltung wird „offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt“<sup>4</sup>. Dadurch wachsen die Chancen und zugleich der Druck zu kreativer Produktivität, das Leben insgesamt wird bunter, vielfältiger und reizvoller und entsprechend narzisstisch aufgeladen,<sup>5</sup> zugleich aber auch riskanter und anfälliger für Brüche und Scheitern. Es entstehen „riskante Chancen“, wie Heiner Keupp diesen Prozess genannt hat.<sup>6</sup> Dabei zeigt sich im Falle des Scheiterns eine für Individualisierung typische Dynamik: Gesellschaftliche Ursachen werden unter der Hand als individuelle Verantwortung bzw. Schuld zugeschrieben, Systemprobleme als persönliches Versagen identifiziert.<sup>7</sup> Gesellschaftliche Dynamik erscheint anonym und kaum greifbar, konkret erlebbar in Erfolg wie Scheitern sind nur die individuellen Akteure und Akteurinnen. Damit steigt der Druck auf die individuelle Verarbeitungs- und Leistungsfähigkeit, obwohl die Aus-

<sup>1</sup> Der außerordentlich komplexe, weil in verschiedenen psychologischen und psychotherapeutischen Richtungen sehr different konzipierte Begriff des Selbst, soll hier verstanden werden als Gesamtheit der inneren Bilder der eigenen Person, die sich in der Interaktion mit Anderen („Selbstobjekten“, Heinz Kohut) herausbilden.

<sup>2</sup> Vgl. Leon Wurmser: Die Maske der Scham, Frankfurt a.M. 2008, 40.

<sup>3</sup> Vgl. Micha Hilgers: Scham. Gesichter eines Affekts, Göttingen 2006, 15.

<sup>4</sup> Ulrich Beck: Riskogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986, 216.

<sup>5</sup> Vgl. die m. E. immer noch wichtige Gesellschaftsdiagnose von Christopher Lasch: The Culture of Narcissism, New York 1979.

<sup>6</sup> Vgl. Heiner Keupp: Riskante Chancen, Heidelberg 1988.

<sup>7</sup> Vgl. Beck 1986, 146 und 150.

gangsbedingungen für individuelle Lebensgestaltung in Form von sozialer Herkunft, Wohlstand und Bildung nach wie vor höchst unterschiedlich ausfallen.

Die psychosoziale Innenseite dieser Entwicklung hat der französische Soziologe Alain Ehrenberg am inzwischen in den westlichen Gesellschaften verbreiteten Phänomen der Depression beschrieben. Das „erschöpfte Selbst“ zeigt sich zwar als individuelle Pathologie, ist aber in hohem Maß von gesellschaftlichen Mechanismen bestimmt.

„Die Karriere der Depression beginnt in dem Augenblick, in dem das disziplinarische Modell der Verhaltenssteuerung, das autoritär und verbietend den sozialen Klassen und den beiden Geschlechtern ihre Rolle zuwies, zugunsten einer Norm aufgegeben wird, die jeden zu persönlicher Initiative auffordert: ihn dazu verpflichtet, er selbst zu werden [...] Wir sind zu reinen Individuen geworden, und zwar in dem Sinn, dass uns kein moralisches Gesetz und keine Tradition sagt, wer wir zu sein haben und wie wir uns verhalten müssen. Die Dichotomie erlaubt – verboten, die das Individuum bis in die 1950er und 1960er Jahre des letzten Jahrhunderts bestimmt, hat ihre Wirkung verloren [...] *Das ideale Individuum wird nicht mehr an seiner Gefügigkeit gemessen, sondern an seiner Initiative.*“<sup>8</sup>

Insofern zeigt gerade die Krankheit „Depression“ (und des Burnout), auf welche Weise soziale Umstände im Erleben individueller Unzulänglichkeit vereinzelt werden, und wie sich der Groll auf gesellschaftliche Ungerechtigkeit gegen einen selbst richtet.<sup>9</sup> Erfolg hat viele Väter, heißt es sprichwörtlich, Scheitern und Misserfolg werden gnadenlos dem Einzelnen zugeschrieben.

Auch den genannten jungen Mann muss man im Rahmen dieser Dynamik als Täter und Opfer zugleich sehen. Natürlich ist er Akteur, verantwortlich für seine Entscheidungen; gleichzeitig jedoch wird es ihm leicht gemacht, klaren Entscheidungen auszuweichen: Die normative Selbstverständlichkeit, mit der früher der Sohn in die Fußstapfen des Vaters trat, ist nicht mehr vorhanden. Die Auswahl an verlockenden Alternativen erscheint riesig und unübersichtlich, so dass man sich leicht „verlaufen“ kann. Auch die Entscheidungskriterien haben sich vervielfacht. Der Weg, auf dem er „gescheitert“ ist, wurde ihm leicht gemacht.

Bei der von Ehrenberg beschriebenen Dynamik steht auch das Stichwort der Selbstverwirklichung im Hintergrund. Dieses Konzept hatte seinen Höhepunkt in den 1970er und 1980er Jahren, als im Gefolge der humanistischen Psychologie die *Maxime* populär wurde: Werde (mehr) du selbst, entdecke deine Potenziale und entwickle sie weiter, optimiere dich und deine Möglichkeiten. Kurt Goldstein und Abraham Maslow haben postuliert, dass es im Menschen ein Bedürfnis nach self-actualization gibt, ein Bedürfnis, in emotionaler Hinsicht und im Blick auf die eigenen Beziehungen zu wachsen, zu reifen und „mehr man selbst“ zu werden.<sup>10</sup> Diese Zielsetzung galt im ausgehenden letzten Jahrhundert als sehr populär, Psychotherapie und gruppenspezifisch orientierte Erwachsenenbildung haben damit gearbeitet und nicht schlecht davon gelebt; erst allmählich sind auch die Schattenseiten dieses Ideals bewusst geworden: Die Forderung nach Selbstverwirklichung, nach Selbstoptimierung ist prinzipiell grenzenlos, man kann immer noch mehr für sich tun, für die körperliche Schönheit und Leistungsfähigkeit, für die Sensibilisierung der eigenen Emotionalität, für die Entfaltung kreativer Potenziale,

<sup>8</sup> Alain Ehrenberg: *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt a.M. 2008, 14f. und 18f. (Hervorhebung M.K.).

<sup>9</sup> Vgl. a.a.O., 294ff.

<sup>10</sup> Vgl. Gerd Gerhardt: *Art. Selbstverwirklichung, Selbstaktualisierung*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (Bd. 9), Basel 1995, 556–560.

# Thema: Vom Unbehagen an der Schuld

für die eigene Gesundheit.<sup>11</sup> Wenn man diese nie klar ausgesprochenen, aber latent immer vorhandenen Ideale und Aufgaben vernachlässigt, drohen Selbstabwertungen, Schuld- bzw. Schamgefühle oder gar Bestrafung.

Eine Frau, die im Alter von 38 Jahren Brustkrebs gehabt hatte und zehn Jahr später mit einem Rezidiv zu kämpfen hat, sagt in der Beratung: „Wenn ich damals gründlicher Psychotherapie gemacht hätte, wäre mir das wahrscheinlich nicht passiert.“

Man muss sich ständig selbst rechtfertigen vor den eigenen bzw. gesellschaftlichen Ansprüchen und Idealen – und sich dann auch selbst die Schuld zuweisen, wenn man ihnen nicht genügt hat.

Inzwischen ist die Forderung nach Selbstverwirklichung abgeebbt, sicher auch, weil man den dadurch aufgebauten Druck vermeiden möchte. Stattdessen spricht man lieber und quasi neutraler von Selbstoptimierung, Selbstsorge (im Anschluss an Michel Foucault) oder der Notwendigkeit der Autogenese als lebenslangem Prozess.<sup>12</sup> Aber der Sachverhalt bleibt derselbe: Ziel und Anspruch ist ein „gelingendes Leben“ – und das verstehen wir nicht mehr als Gabe, als Ergebnis eines frommen Lebens oder eines günstigen Schicksals oder bevorzugter sozialer Herkunft, sondern, wie es der Philosoph Odo Marquardt ironisch formuliert hat, als Ergebnis des „Machsals“, also dessen, was wir als Individuen aus den genetischen Vorgaben unserer Eltern und den jeweiligen gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen machen. Alles erscheint machbar, alles kann und muss optimiert werden<sup>13</sup> – natürlich auch die Identität in Richtung einer „optimalen Entwicklung des Individuums“<sup>14</sup>, nach dem Motto: Ich bin, was ich aus mir mache oder eben nicht zu machen in der Lage bin.<sup>15</sup> Sehnsüchte nach Größe, Erfolg und Bewunderung – Sehnsüchte, die wahrscheinlich jeder Mensch mehr oder weniger kennt – werden durch diesen gesellschaftlichen Mechanismus angeheizt. Aber wenn die Folgen des Machens nicht so ausfallen wie geplant, tragen die Einzelnen die Schuld und erleben eine mehr oder weniger tiefe narzisstische Kränkung. Ein perfider Zirkel kommt in Gang: Selbst die Niederlage, das Scheitern soll gleich wieder als Herausforderung und Motor für neue und zusätzliche Erfolgeanstrengungen begriffen werden.

Eine besonders pointierte Beispiel dieses Ansatzes findet man in einem existentialistischen Credo, wie es J.P. Sartre formuliert hat: Wenn es keinen Gott gibt, so Sartre, ist der Mensch völlig allein in der Welt; er muss sich selbst allein entwerfen und verwirklichen. Das heißt: „Der Mensch ist nichts anderes, als wozu er sich macht.“<sup>16</sup> Oder, wie es etwas später heißt: „Der Mensch ist dazu verurteilt, sich selbst zu erfinden.“<sup>17</sup> Die Höhe – oder die Gnadenlosigkeit – des Anspruchs wird hier besonders deutlich; und zugleich wird deutlich, wie viele Zeitgenossen und Zeitgenossinnen in gegenwärtigen Lebenszusammenhängen unausgesprochen nach dieser Maxime leben.

<sup>11</sup> Vgl. Thorwald Dethlefsen / Rüdiger Dahlke: Krankheit als Weg, Gütersloh 1983. Die These der Autoren, dass ein kranker Mensch „nicht Opfer irgendwelcher Unvollkommenheiten der Natur, sondern auch der Täter selbst ist“ (7), ist natürlich aus psychosomatischer Sicht nicht falsch, wird aber in populärwissenschaftlichen Diskursen schlicht gnadenlos.

<sup>12</sup> Vgl. Gerd Jüttemann: Persönlichkeit und Selbstgestaltung, Göttingen 2007, 139ff.

<sup>13</sup> Vgl. Odo Marquardt: Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren, in: ders.: Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981, 67–90.

<sup>14</sup> Jüttemann 2007, 199.

<sup>15</sup> Vgl. Gunda Schneider-Flume: Leben ist kostbar. Wider die Tyrannei des gelingenden Lebens, Göttingen 2002, 53.

<sup>16</sup> Jean Paul Sartre: Ist der Existentialismus ein Humanismus?, in: ders.: Drei Essays, Darmstadt 1962, 11.

<sup>17</sup> A.a.O., 17.

Unterm Strich könnte man sagen: Leben, Identität wird immer stärker als Aufgabe, als individuell zu verantwortendes Projekt mit dem latenten Zwang zur aktiven und optimierenden Lebensgestaltung wahrgenommen. Nicht umsonst sprechen wir von Identitätsarbeit, Trauerarbeit, Sinnarbeit. Durch ständige Arbeitsprozesse stellen wir uns selbst her, so die Suggestion, und sind damit für Gelingen und Scheitern unseres Lebens selbst verantwortlich. Wer scheitert, wem das Leben nicht gelingt, hat nicht nur im Detail etwas falsch gemacht, sondern anscheinend auf ganzer Linie versagt. Das Konzept vom gelingenden Leben (was immer im Detail damit gemeint sein mag) stellt ein Totalurteil dar.

Demgegenüber wird das religiöse Konzept, Leben als Gabe und Widerfahrnis, Leben in seiner schlechthinnigen Abhängigkeit, Passivität, Fragmentarität und Begrenzung zu sehen, weithin verdrängt; es wirkt gegenüber den postmodernen Idealen fremd, abständig und kränkend – aber vielleicht auch entlastend.<sup>18</sup>

## 2. Die Schuldverlegenheit der Kirche und der Segen Gottes

In der christlichen Tradition wird das menschliche Leben vorwiegend von der Dynamik von Schuld und Vergebung, von Sünde und Gnade her gelesen. Jeder Gottesdienst mit dem dort gesprochenen Sündenbekenntnis oder die vielen Gesangbuchlieder, die besonders in der Passionszeit persönliche Schuld thematisieren („[...] meine Sünden haben dich geschlagen [...]“, EG 81,3) bestätigen diesen Eindruck. Zweifellos ist diese Lesart eine mögliche und in anthropologischer Hinsicht auch eine wichtige (wo sonst besteht Gelegenheit, sich eigenem Versagen, eigener Schuld offen zu stellen als im Gebet vor Gott?), aber sie ist offenbar nicht mehr diejenige, die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in ihrer Suche nach Lebensdeutung vorrangig anspricht. Die Frage nach Verantwortung und Schuld ist zu einer zweitrangigen geworden. An die erste Stelle rückt die nach der eigenen Identität, nach dem eigenen Selbst:<sup>19</sup> „Wer bin ich?“, „Was will ich?“, „Was kann ich unter den Bedingungen einer Multioptionsgesellschaft überhaupt wollen?“, „Was nützt mir in meiner persönlichen Entwicklung?“ „Was tut mir gut?“ etc. Erst danach tauchen Fragen auf wie „Was habe ich richtig oder falsch gemacht?“, „Gibt es ‚externe‘ Maßstäbe für mein Leben?“

Insofern schließt die Rede von Schuld und Vergebung nur noch teilweise gegenwärtige Selbstwahrnehmung auf; zu anderen Teilen wird sie eher als Verlegenheit erlebt. Viele Normen sind undeutlich geworden, Verantwortungszuschreibung wird in einer pluralen, globalisierten Welt immer schwieriger, therapeutisches Wissen verlegt gegenwärtige Schuld in frühkindliche Traumatisierungen, die unbewusst fortwirken, Schuldwahrnehmung vermischt sich mit Schamgefühlen. Was heißt da noch Schuld und Vergebung? Menschen leben von bedingungsloser Liebe und Anerkennung. Wer eine Mutter und ihren Säugling beobachtet, kann diesen Sachverhalt schnell bestätigen; zugleich sieht man, dass diese Liebe immer brüchig und kurzfristig ausfällt, z. B. wenn die Mutter er-

<sup>18</sup> Vgl. Michael Klessmann: „Das Ganze ist das Unwahre“ (Th. Adorno). Theologische Anmerkungen zur Identitätsthematik, in: Hilarion Petzold (Hg.): Identität, Wiesbaden 2012, 173–190. Vgl. auch ders.: Seelsorge. Begleitung, Begegnung, Lebensdeutung im Horizont des christlichen Glaubens, Neukirchen-Vluyn <sup>5</sup>2015, speziell 255ff.

<sup>19</sup> Die Begriffe Identität und Selbst verwende ich hier quasi umgangssprachlich als austauschbar. Gegenüber dem Selbstbegriff (vgl. Anm. 1) verweist Identität stärker darauf, dass Einheit und Kohärenz der Person immer neu intersubjektiv konstituiert werden (müssen) und deshalb je nach Kontext (an der Schnittstelle von innen und außen) unterschiedlich in Erscheinung treten.

# Thema: Vom Unbehagen an der Schuld

schöpft oder abgelenkt ist. Dass es Liebe und Anerkennung aber wirklich bedingungslos und ohne Einschränkung – eben göttlich – geben könnte, davon handelt die christliche Religion. Sie bringt den „Glanz in den Augen der Mutter“ (Heinz Kohut), wenn sie ihr Kind anschaut, als unbedingte, uneingeschränkte und grundsätzliche Basis allen Lebens immer wieder zur (kontrafaktischen) Darstellung und lädt dazu ein, sich in diesem Bild angenommen und geborgen zu wissen.

Das Ritual, das diesen Sachverhalt immer neu inszeniert, ist der Segen Gottes, der einen unbedingten wohlwollenden göttlichen Blick heraufbeschwört – und nicht die Vergebungszusage: Der Segen am Ende des Gottesdienstes, in den Kasualien, in der Seelsorge, wird zugesprochen, unabhängig von Erfolg und Scheitern, von Versagen und Schuld, von Freude oder Schmerz. Segen konterkariert den Aktivitätsmodus unserer Gesellschaft, er sagt Menschen etwas zu, was sie nicht erarbeiten und verdienen können und eben auch nicht müssen. Die Verbindung des Segens mit dem Kreuzeszeichen bezieht den Segen ausdrücklich und in herausgehobener Weise auch auf gescheitertes und gebrochenes Leben: Gerade im Scheitern sagt Gott seine Gegenwart zu, findet anscheinend Misslungenes seine Bestimmung. Die Rechtfertigungsbotschaft bekommt im Segen sinnlich spürbare Qualität.

Man könnte auch sagen: Christliche Religion bietet ein anderes Narrativ an, in dem nicht Selbstaktualisierung und in der Folge Selbstbeschuldigung oder Selbstrechtfertigung angesagt sind, sondern Rechtfertigung, Wertschätzung, Anerkennung, Entschuldigung von „extra nos“, durch den als letztlich liebevoll geglaubten Grund des Seins selbst.<sup>20</sup>

Die anthropologischen Konsequenzen eines solchen Ansatzes sind beträchtlich, ich nenne einige Punkte:

- Die Rede von Schuld und Vergebung bleibt in der latenten Leistungsdynamik von Anstrengung und Scheitern gefangen: Man soll sich wenigstens Mühe geben, vielleicht kann man es beim nächsten Mal besser machen. Und wenn nicht, bleibt immer noch die Vergebung. Der Topos des Segens überspringt diese Dynamik und bietet unbedingte Annahme an, jenseits des Modells von Erfolg und Scheitern.
- In dem Logion Jesu „Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten“ (Mk 8,35) wird die Dialektik ausgesprochen, dass man Leben und Identität nur begrenzt bewusst und gezielt herstellen kann, dass sie sich vielmehr gerade da einstellen, wo sie nicht direkt angestrebt werden. Identität entzieht sich unserer Kontrolle, sie stellt sich am ehesten da ein, wo man die Anstrengung, sie zu erreichen, loslassen kann.
- Der theologische Topos von der Auferstehung des Gekreuzigten ist so zu verstehen, dass es Leben, erfülltes, ewiges Leben, nicht an Leiden und Tod, nicht an bruchstückhafter Identität und Fragmentarität vorbei gibt, sondern nur durch es hindurch. In der Wahrnehmung und Annahme des Bruchstückhaften wird Leben in vollem Sinne erfahrbar. Jesus ist „nicht insofern exemplarischer Mensch [...], als er eine gelungene Ich-Identität vorgelebt hätte, sondern insofern exemplarischer Mensch,

<sup>20</sup> Vgl. dazu ausführlicher *Michael Klessmann*: „Ich armer, elender, sündiger Mensch ...“ Das Christentum, die Schuld und die Scham – im Kontext der Gefängnisseelsorge, in: *Ralph Kunz / Isabelle Noth* (Hg.): *Nachdenkliche Seelsorge – seelsorgerliches Nachdenken*. Festschrift für Christoph Morgenthaler zum 65. Geburtstag (APLH 62), Göttingen 2012, 152–169.

als in seinem Leben *und* Tod das Annehmen von Fragmentarität exemplarisch verwirklicht und ermöglicht ist“<sup>21</sup>.

- Paulus hat diesen theologischen Ansatz zusammengefasst, wenn er, der offenbar an einer schmerzlichen Krankheit litt (2 Kor 12,7), von Christus den Satz hört: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Kor 12,9). Hier wird eine Umwertung vollzogen: Die in den Augen der Welt Schwachen, Leidenden und Gescheiterten werden als die bezeichnet, in denen Gottes Kraft wirksam ist. Gleichzeitig wird vollendete Identität als Gegenstand der Verheißung, als Utopie deklariert: „Wir sehen vorläufig nur ein rätselhaftes Spiegelbild, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Heute erkenne ich bruchstückhaft, dann aber werde ich erkennen, wie ich von Gott erkannt worden bin“ (1 Kor 13,12 in der Übersetzung der „Bibel in gerechter Sprache“).

Eine wichtige Frage scheint mir dann allerdings zu sein, ob und wie diese Form der Lebensdeutung in der Kirche als *communio sanctorum* nicht nur verkündigt, sondern ansatzweise (im Sinn des verdunkelten Spiegels von 1 Kor 13) auch erfahrbar wird. Helmut Gollwitzer hat vor Jahren gefordert, die klassischen theologischen Kennzeichen der Kirche (Verkündigung des Evangeliums und Austeilung der Sakramente) zu ergänzen um ein „verändertes bruderschaftliches Sozialleben“<sup>22</sup>. Ein solches geschwisterliches Leben kann die Verkündigung fragmentarisch abbilden, kann das gepredigte Wort gemeinschaftlich-rituell beglaubigen, kann Gemeinde „als Ort des Gemeinsinns und des guten Lebens“<sup>23</sup> in der Solidarität der Getauften, in deren Umgang mit eigenem und fremden Scheitern, spürbar werden lassen.

Prof. em. Dr. Michael Klessmann, Kirchliche Hochschule Wuppertal/Bethel, Professur (em.) für Praktische Theologie, E-Mail: klessmann@thzw.de

<sup>21</sup> Henning Luther: Identität und Fragment, in: *ders.*: Religion und Alltag, Stuttgart 1992, 173.

<sup>22</sup> Vgl. Helmut Gollwitzer: Was ist Kirche? Thesen zur Diskussion (1974), in: Wilhelm Hüffmeier: Modell Volkskirche, Bielefeld 1995, 83–90.

<sup>23</sup> Hermann Steinkamp: Seelsorge als Anstiftung zur Selbstsorge, Münster 2005, 63 (als Zitat von Gisela Noz).